Allerlei Postnachrichten aus Europa.

Franzosenzucht im Saargebiet.

r Brief eines aus Rußl nd hei ngekehrten deutschen Soldaten.

Leserin aus Salt Lake City, hat uns den nachstehenden, außerlich interessanten Brief aus dem ebiete zur Verfügung gestellt:

Neunkirchen a. d. Saar, den 1. März 1920.

eehrte Frau!

wird Sie sicher wundern, nach so r Zeit mal ein Schreiben zu erhalund ich bin überzeugt, daß Sie sich über freuen werden, denn ich weiß, Sie immer großen Anteil an mei- Wohl und Wehe genommen haben. will Ihnen denn auch in kurzen Umn aus meiner jüngsten Vergangen- und Gegenwart berichten, soweit ich nehmen kann, daß Sie sich dafür inressieren.

Daß auch ich im Felde war, ist Ihnen bekannt. Als ich nun nach meiner Demobilmachung den Rückmarsch durch Rußland machte, hatte ich noch Gelegenit, verschiedene sehr wichtige Lebensittel wie Butter, Speck und Schmalz u kaufen, es waren zwar keine großen Mengen, aber meine Lieben daheim haten sie schon sehr, sehr lange entbehren üssen und ich war glücklich, den Rest meiner sauer zusammengesparten Löhung so gut und nützlich anlegen zu könen, denn ich mußte ja die Sachen draußen im fernen Osten auch sehr teuer bezahlen, aber was hätte mir das Geld für Freude machen können, wenn ich meine Lieben daheim hätte hungern sehen sollen. Auf dem ganzen Rücktransport habe ich nicht ein einziges Mal warme Kost erhalten, das war eben bei dem zurückfluten der Massen auch nicht mehr möglich. Zweimal war es mir nach hartem Kampf" gelungen, einen Trinkecher warmen Kaffee zu erhalten, aber trotz allem Darben traute ich mich nicht, n meine kostbaren, so lange nicht gekannten Nahrungsmittel zu gehen, sondern zog trockenes Kommißbrot vor, um lles andere meinen ebenfalls darbenden Familienangehörigen zu bringen. Als ch nun mit meinen „kostbaren Schätzen" glücklich in meinem im Saarlande gelegenen Wohnort anlangte, war derselbe bereits 10 Tage von den Franzosen beeht. Mit aufgepflanztem Seitengewehr wurden wir empfangen und zunächst auf Waffen durchsucht und dann geschah das ast Unglaubliche: ich wurde von diesen wohlgenährten, von Gesundheit strotzenden Halunken völlig ausgeplündert und ll meiner Habe beraubt. Ich wandte mich sofort an den wachthabenden Offizier und anstalt einzuschreiten, wies er mich mit einem Achselzucken ab. Das ging mir über meine militärischen Begriffe, denn ich hielt nach deutscher Art einen Offizier für unfähig, solches Handeln zu dulden oder gar zu unterstützen und wandte mich deshalb mit meiner Beschwerde an den Bahnhofskommandanten, einen Major; von dem wurde ich derart angefahren, daß ich befürchtete, zur Kommandantur hinausgeworfen zu werden. Was ich hier niederschreibe, ist die reine unverfälschte Wahrheit und es hat mich immer ganz sonderbar berührt, wenn hier die französischen Generäle große Reden über deutsche Barbarei (die sie selbst nie gesehen haben) hielten und dabei die französische Nation als Retter unseres Landes und Verfechter der Kultur und Freiheit hinstellten. Ich kann mit reinem Gewissen sagen, daß ich den russischen Landeseinwohnern nie einen Strohhalm genommen habe, daß ich nie etwas geduldet habe, was ich für unrecht hielt oder mit meinem Gewissen nicht vereinbaren konnte. Die Offiziere meiner Formation hätten auch nie etwas unrechtes geduldet und wären bestimmt mit eiserner Hand dazwischen gefahren, wenn ihnen die geringste Klage über die geringsten Uebergriffe zu Ohren gekommen wäre. Ich habe in Rußland oft mit Streifzüge unternehmen müssen und da wurden mir immer von den Bauern Eier zum Geschenk angeboten, ich habe dieselben aber nie angenommen, ohne sie zu bezahlen, weil ich das für einen Mißbrauch meiner Gewalt gehalten hätte. Nun setze ich das erste Mal wieder Fuß auf heimatlichen Boden und von den „Kämpfern für Kultur, Recht und Freiheit" in der gemeinsten Weise ausgeplündert, und zwar unter Assistenz französischer Offiziere, der Ritter der Grande Nation, und ich mußte all diesen Schurkenstreichen machtlos zusehen. Bemerken muß ich noch, daß die Plünderungen von der französischen Bahnhofswache erfolgte, also von Mannschaften im Dienst.

Es standen uns nach meiner Rückkehr noch einige Monate großer Entbehrungen und Entsagungen bevor und vor den Läden, in denen die Franzosen Lebensmittelverkaufsstellen für Militär errichtet hatten, standen oft tausende von Menschen, um sich die Lebensmittel anzuschauen, die sie schon jahrlang nicht mehr gesehen, geschweige denn gegessen hatten; kaufen konnte sie natürlich niemand, denn sie waren ja nur für die Franzosen und nicht für die „Boches". Später trafen dann die ersten Sendungen Speck, Schmalz, Kaffee und Kakao aus Amerika ein, aber nicht direkt, sondern durch Frankreich, und so wurden uns die Waren durch wucherischen Zwischenhandel derart verteuert, daß dieselben kaum zu erschwingen waren. (Heute kostet z. B. 1 Pfund Kaffee Mk. 27, 1 Pfund Schmalz Mk. 36 etc.) Es begann nun von seiten der Franzosen ein Wucher und Ausbeuterium, wie es die Welt noch nie gekannt hat und gerade das vielgepriesene Saarland ist davon besonders heimgesucht. Es ist heute bald nicht mehr möglich, die Lebensmittel des täglichen Bedarfs zu beschaffen, das arme Volk darbt und hungert wie nie während des ganzen Krieges und es muß zusehen, wie sich das in Scharen zugezogene Zivilvolk breit macht und ein Schlemmerleben ohne gleichen führt und das Saarland weiter ausbeutet und es dem Hungernden weiter in die Arme treibt. — Wenn wir von unserem alten lieben Vaterlande heute nur noch wenig Lebensmittel bekommen, so ist das sehr wohl zu verstehen, denn es ist unserer deutschen Regierung durchaus nicht verborgen geblieben, daß die für uns bestimmten Lebensmittel von den Franzosen nicht nur waggonweise, sondern in ganzen Eisenbahnzügen nach Frankreich verschleißt werden; wir stehen hungernd dabei, sehen es und dürfen kein Wort dazu sagen, wenn wir nicht eingesperrt oder ausgewiesen werden wollen. So ist es z. B. auch gekommen, daß fast alle für uns von Deutschland zu uns herüber gekommenen Kartoffeln nach Frankreich gingen und in den meisten Industrieorten des Saarlandes in den letzten 2 Monaten kaum 20 Pfund auf den Kopf der Bevölkerung kamen. — Wie weit die Ritterlichkeit der Franzosen reicht, mag folgendes Beispiel zeigen: Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie bei den Oktoberunruhen im Saarlande ein siebzigjähriger Greis, der sich mühsam am Stock fortbewegte, im Beisein von Offizieren durch französische Soldaten mit Kolbenstößen traktiert wurde. Ich habe gesehen, wie ein französischer Gendarm in eine Gruppe harmloser Frauen und Kinder ritt und mit dem Säbel um sich schlug; so sieht in Wirklichkeit das Gesicht der Ritter der Grande Nation aus. Von der Zucht und Sitte dieser hergelaufenen Horde sollte man ja am besten schweigen, die haben hier tatsächlich noch gefehlt. Mit Weibern der Halbwelt ziehen sie Tage und Nächte auf den Straßen und in Lokalen herum und der anständige Bürger muß diesem Gesindel auf der Straße noch ehrerbietig Platz machen, wenn er nicht gar niedergeknallt werden will, wie es kürzlich in Kaiserslautern vorgekommen ist. Die öffentlichen Straßen sind von diesen Kulturträgern in Bedürfnisanstalten umgewandelt worden und ich habe selbst gesehen, wie ein Soldat am hellen Tage von einer sehr belebten Brücke herab seine Notdurft verrichtet hat, und das inmitten der Stadt. — Vergewaltigungen von Frauen und Mädchen, die teils mit dem Tode endeten, sind sehr viel vorgekommen und wehe der Zeitung, die hierüber ein Wort schreibt. Verschleppungen junger Mädchen sind an der Tagesordnung; wohin sie kommen, erfährt kein Mensch. Das Land ist von widerlichen Krankheiten verseucht, so daß die Behörde schon wiederholt Veranlassung nehmen mußte, durch öffentliche Maueranschläge vor der eingezogenen Gefahr zu warnen. Wo Franzosen gehaust haben, sind stets sichtbare Spuren vorhanden, und zwar in Gestalt von Schmutz und Zerstörung. Auch wir haben in Feindesland so manches Quartier bezogen, aber Ordnung und Sauberkeit war stets unsere erste Bedingung, und dabei war damals noch Krieg. Der Franzose ist nun einmal ein notorischer Faulenzer, er kennt nichts wie gut essen und trinken, rauchen und den Mädchen nachlaufen. Ich habe noch keinen weißen Franzosen arbeiten sehen. Diese schönen Tugenden der Nation scheint aber auch die französische Regierung sehr wohl zu kennen und deshalb sollen wir Deutschen jetzt für diese Faulenzer arbeiten und unser Land soll ausgebeutet werden bis aufs Blut. Davon hat auch Frankreich bisher recht ausgiebig Gebrauch gemacht, und zwar in einer so rücksichtslosen, furchtbaren Weise, daß die Bevölkerung des Saarlandes einer katastrophalen Hungerzeit in die Arme getrieben werden muß; es werden, wenn es so weiter geht, in Kürze hier Zustände einziehen, die überhaupt nicht auszudenken sind. — Ich kann frei und offen erklären, daß ich vor und während des Krieges nie einen Groll gegen Frankreich oder die französische Nation gekannt habe, obwohl es unsere Feinde waren; heute dagegen hasse ich den Franzosen aus meinem tiefsten Innern, und so wie mir, geht es allen echten Deutschen und vor allen Dingen denen, die hier unter dem Drucke der Besatzungstruppen ein elendes Jammerleben zu führen hatten. Der Bogen ist bis aufs Höchste gespannt und wehe, wenn er springt. Das Volk ist auf eine furchtbare Geduldsprobe gestellt worden und wir alle wissen, daß es nicht mehr lange so weiter gehen kann und wird. Wenn aber der Tag der Vergeltung kommen wird, so wird es ein furchtbares Gericht geben und ich bin fest überzeugt, daß nicht nur alle wehrfähigen Männer beispringen werden, sondern alles, was nur noch einen Arm rühren kann, denn die Wut der ganzen Bevölkerung ist bis zur Siedehitze gestiegen.

Amerikanische Schuh-Verkäufe in Leipzig.

(Aus der „Frankfurter Zeitung".)

Dem Handelsteil der „Vossischen Zeitung" entnehmen wir einen Bericht über riesenhafte Umsätze auf der diesjährigen Leipziger Schuh- und Ledermesse, an der auch amerikanische Aussteller beteiligt waren. Das billigste Paar Schuhe, das gerade bei dieser Ausstellung zu sehen war, kostet 6 Dollar, das sind nach dem heutigen Kurs 600 Mark. Es sind aber auch Schuhe ausgestellt, so meldet der betreffende Berichterstatter, die 14, 15 und 16 Dollar und noch mehr kosten. Dabei haben diese amerikanischen Fabrikanten ihre Produkte bereits gänzlich ausverkauft.

Es ist nun unseres Erachtens nichts damit getan, wenn man die Hände über den Kopf zusammenschlägt und mit einem Gemisch von Grausen und Bewunderung die märchenhaften Preise feststellt. Denn dieses Märchen ist harte Wirklichkeit und muß mit unerbittlicher Deutlichkeit als ein Skandal bezeichnet werden, der, wenn wir eine Regierung haben, sie auch angehen müßte. In Leipzig wird mit Glanz und Gloria durch diesen protektionierten amerikanischen Schuhverkauf am Grabe der deutschen Wirtschaft geschaufelt, ohne daß auch nur eine Veranstaltung getroffen würde, um dem entgegenzutreten. Wir sind durchaus nicht überrascht, daß es im Warenrausch befangene Händler gibt, die sich auf Waren stürzen, um sie zu jedem Preis aufzukaufen. Wir wundern uns auch nicht, daß es genugsam einsichtslose Menschen gibt, die zwar mitten im Wirtschaftsleben stehen, aber deshalb doch keine Ahnung von volkswirtschaftlichen Bedürfnissen haben, und sich weder um den Stand unserer Valuta kümmern, noch ein Gefühl für die vernichtende Wirkung unnötiger Einfuhr haben; wir haben auch eine Vorstellung von dem, was solche Leute unter freier Wirtschaft und Nichtbevormundung durch den Staat verstehen. Seit Monaten warten wir zusammen mit allen ökonomisch denkenden Deutschen auf jene im Schoße des Reichsrats ruhende Verordnung, die die längst schon fällig gewordene Regelung der Einfuhr vornehmen soll und mit deren Hilfe nun endlich solche einsichtslose Menschen durch Zwang und Strafen dazu gebracht werden müssen, ihre gemeinschädlichen Handlungen einzustellen. Diese amerikanischen Schuhe, die im Engros-Preis 1600 Mark und mehr kosten, mögen fast bis zu den Knien hinaufreichen, aber sie sollen keine Trägerinnen in Deutschland finden, die unbekümmert sich über Elend und Not hinwegsetzen.

Die Lederwirtschaft, die einst versprochen hat, dafür zu sorgen, daß jedermann zu „erschwingbaren Preisen" sich Schuhwerk anschaffen könne, ist frei. Dafür haben wir auch jetzt die Einfuhr der Dollar-Schuhe und Schühchen. Vielleicht sind manche von ihnen aus Leder verfertigt, das einst einer deutschen Kuh war. Aber dies ist nur eine Sage, der man erst nachgehen muß, so gut wie jener, die behauptet, daß wir einen Reichswirtschaftsminister in Berlin hätten.

Das Schwein als Kulturmesser.

Die Menschheit ist so stolz auf den hohen Stand ihrer kulturellen Entwicklung und doch wird uns Tag für Tag die Nase darauf gestoßen, daß die menschliche Einbildung viel größer ist als die tatsächliche Kulturhöhe. So jemand das als öde Nörgelei ansehen möchte, sei er auf eine Mitteilung des tschechischen Blattes „Prava Lidu" hingewiesen, das folgende, kaum glaublich erscheinende Geschichte zu melden weiß:

„Auf dem Gute des Ferdinand Baher in Kojeticz (Bezirk Karolinental) warf die Zuchtsau mehr Junge als sie säugen konnte, weshalb der Verwalter Corcel drei überzählige Ferkel von zwei polnischen Arbeiterinnen säugen ließ. Beide Arbeiterinnen sind Mütter, die auch ihre Kinder stillen. Der Verwalter rief den Gutsbesitzer herbei und zeigte ihm die Frauen mit den Ferkeln an der Brust, worüber sich der Gutsbesitzer unter Lachen befriedigt zeigte."

Wie das Blatt weiter berichtet, herrscht unter den Arbeitern und der Bevölkerung wegen dieser Geschichte große Aufregung, und das mit Recht, wenn sich die Sache wirklich so verhält, wie sie hier dargestellt wird. Man kann es zwar wohl verstehen, daß sich ein Gutsbesitzer in der gegenwärtigen Zeit alle Mühe gibt, von einem Wurf Ferkel keines zu Grunde gehen zu lassen, aber der Ausweg, Arbeiterinnen die Ammenstelle bei jungen Schweinen übernehmen zu lassen, heißt denn doch den Materialismus zu weit treiben. Gibt es in dem neuen Kulturstaat Tschechoslowakien keine Behörde, die sich der Menschen annimmt oder ist dort die Erhaltung von Schweinen auf Kosten von Menschenkindern das höchste Kulturideal?

Das lebensunfähige Deutschland-Oesterreich

(Berliner Meldung des „Mittagsbl.")

Meldungen aus Innsbruck zufolge wird in einem vom Landeshauptmann von Tirol, Schraffe, gezeichneten Aufruf des Tiroler Bauernbundes auf die Lebensunfähigkeit Deutsch-Oesterreichs in seiner jetzigen Form hingewiesen. Es heißt darin: „Ein Reich, das mehr als zwei Drittel der gesamten Lebensmittel aus dem Ausland einführen muß, um leben zu können, ein Reich, das kein Rohmaterial hat, um seine Arbeiter beschäftigen zu können, ein Reich, dessen wertvollster Besitz vom Ausland gepfändet ist, und das daher kein kaufkräftiges Geld besitzt, ist auf die Dauer unmöglich, und niemand im Staate ist in der Lage, für die Existenz eines solchen Reiches die Verantwortung zu tragen. Das muß den Machern des unmöglichen Friedens einmal klipp und klar gesagt werden. Wir können nicht glauben, daß die Entente, wenn sie von dieser Tatsache unterrichtet und überzeugt ist, auf dem Fortbestand der Selbständigkeit dieses unmöglichen Oesterreich bestehen kann. Wir fordern daher, daß der einstimmige Beschluß des Tiroler Landtages, Tirol an Deutschland wirtschaftlich anzuschließen, nicht, wie es geschehen ist, von der Regierung ad acta gelegt wird, sondern daß diese Forderung von unserer Reichsvertretung ununterbrochen solange mit allen zustehenden Rechtsmitteln bei der Entente betrieben wird, bis uns dieser Anschluß ermöglicht ist."

Die Abwanderung in die vierte Wagenklasse.

(Aus dem Frankfurter Mittagsblatt.)

Die Erhöhung der Fahrpreise an der Eisenbahn hat schon die erwartete Wirkung gezeigt. Eine allgemeine Abwanderung aus den teureren Klassen nach der dritten und vierten Wagenklasse ist auf allen Linien festzustellen. Die Folge ist zunächst eine Ueberfüllung der vierten Wagenklasse, die höchstens noch durch den Rückgang des gesamten Personenverkehrs etwas gemildert wird. In den letzten Tagen vor Inkrafttreten der neuen Fahrpreise war eine erhebliche Verkehrssteigerung zu bemerken, denn jeder, den nicht Berufsgeschäfte unbedingt zur Bahnfahrt zwingen, wollte noch rasch zu den alten Fahrpreisen eine notwendige Reise vor dem 1. März erledigen. In den Wagen erster und zweiter Klasse zeigen sich auch in den Schnellzügen jetzt weit größere Lücken, und auch die dritte Wagenklasse wird mehr und mehr als zu teuer gemieden. Vielfach wurden auch die bisherigen Abonnementskarten nicht in dem früheren Umfang erneuert.

Baumpflanzen als Heiratsbedingung.

Die Verwüstung, der jetzt durch den Holzmangel unsere Wälder anheimfallen, macht es zur gebieterischen Pflicht, an einen möglichst raschen Ersatz dieser Schäden zu denken. Die Altvorderen waren in dieser Beziehung weiser als wir und erklärten das Pflanzen von Bäumen für eine Pflicht des Menschen, die nicht nur fromme Gebräuche, sondern auch strenge Verordnungen befahlen. Man ging sogar so weit, das Heiraten nur denen zu erlauben, die eine bestimmte Anzahl von Bäumen gepflanzt und zum Grünen gebracht hatten. Ein Zeugnis für diesen praktischen Heimatschutz der Vorzeit ist eine 1730 in Bremen erlassene „Verordnung für die Untertanen", die Gustav Brandes in der Zeitschrift „Niedersachsen" mitteilt. „So sollen die Bauern," heißt es da, „bei Verlust des Meierrechtes sich nicht unterstehen, ohne gutsherrlichen Konsens einige Bäume aus- und umzuhauen, vielmehr der erstorbenen Stelle ersetzen. Die auch Holzung haben, so von Bäumen an einem und anderen Orte entblößt sind, sollen die leidigen Stellen mit Bäumen wieder ergänzen. Inmaßen soll jeder Hausmann alljährlich zehn Eichbäume oder zehn Wilgenbäume (Weiden) pflanzen. Gleichergestalt soll keiner Person, so sich verheiraten will, eher ein Abkündigungszettel gegeben werden, er habe denn zuvor angezeigt, daß er entweder zehn Hester oder Wilgen, so grün geworden sind, gepflanzt und solches mit einem Attest des Vogts oder Geschworenen bescheinigt. Die Bäume, so auch vormals gepflanzt, sollen an dem Ort gelassen und nicht an andere Oerter zur anderweitigen Pflanzung gebraucht werden, und hiermit ist fortzufahren, bis das Land mit Eichbäumen und Wilgen nach eines jeden Ortes Beschaffenheit genugsam versehen und angefüllt ist."

Vorsicht vor Handelsspionage!

Berlin, 28. Februar. In großen deutschen technischen Zeitschriften erscheinen seit einiger Zeit Inserate, in denen für irgend einen industriellen Betrieb des neutralen Auslandes hervorragend tüchtige leitende Kräfte gesucht werden. Einer Darstellung des „Berliner Lokalanzeigers" zufolge erhalten die nicht wenigen Bewerber meistens nach längerer Zeit eine Einladung, sich in einem ersten Hotel in Stellungsangelegenheiten zu melden. Gewöhnlich sind es zwei Herren, die den Bewerber empfangen und ihn in eine Art Kreuzverhör nehmen. Vor allem verlangen sie die Ausfüllung eines 20 bis 40 Punkte umfassenden Fragebogens. Es handelt sich dabei um Fragen über den Materialankauf, über die Anlegung von Vorräten und ihre Kontrolle, ferner um Gehaltsfragen des Personals und um den Verkaufswert und Reingewinn der staatlichen Produkte. Auf Fragen nach dem Namen der Firma werden ausweichende Antworten gegeben und behauptet, daß es sich bei der Erkundigung lediglich um eine Gefälligkeit handle, die die betreffenden Herren für Geschäftsfreunde übernommen hätten. Solche industrielle Spionage ist besonders in Köln, Düsseldorf, Mainz, Danzig getrieben worden. Vielfach ist auch schon bemerkt worden, daß Mitglieder der Ententekommissionen Fühlung mit technischen Angestellten wichtiger Werke gesucht haben.

Fahrkarten durch — die Blumenfrau.

Der Verein gegen das Bestechungswesen teilt der „Voss. Zeitung" mit: „Eine hiesige Firma brauchte am 26. Februar vier Fahrkarten nach Leipzig zur Messe. Am Schalter und bei den Reisebüros war ausverkauft. Nunmehr erhielt ein findiger Angestellter den Auftrag, unter allen Umständen die Karten zu beschaffen. Der Angestellte grafte den Anhalter Bahnhof ab und geriet schließlich an die amtliche Blumenverkäuferin. Bei ihr erhielt er zunächst drei Karten gegen eine „Sondergebühr" von 10 Mark pro Karte. Und stehenden Fußes besorgte die Blumenfrau dann auch die vierte Karte gegen weitere 10 Mark Aufschlag. Sie meinte dabei, das Reisen sei jetzt teuer, und sie müsse auch davon abgehen."

Operettendiva in großem Skandal in Berlin.

Sohn eines Hofjuweliers lernte sie durch seine Stiefmutter kennen. — Letztere scheint rasend eifersüchtig geworden zu sein.

(Berliner Meldung des „Mittagsblattes".)

Eine abenteuerliche Juwelengeschichte in Verbindung mit dem Liebesroman einer bekannten Operettendiva beschäftigt zur Zeit die Berliner Gerichte. Im Mittelpunkt dieser recht verwickelten Geschichte steht der dreißigjährige Sohn eines bekannten Hofjuweliers, der längere Zeit im Felde war und nach seiner Rückkehr gewisse Konjunkturengeschäfte machte, die ihm eine recht hohe sechsstellige Zahl einbrachten. Der junge Mann war bald Gegenstand des Gesprächsstoffes seiner Gesellschaftskreise, da er mit derselben Leichtigkeit, mit der er das Geld verdient hatte, es bald wieder unter die Leute brachte. Er trat schließlich auch in Beziehungen zu einer Operettendiva, die er durch seine Stiefmutter kennen gelernt hatte. Die Ehe des Hofjuweliers war wegen Geisteskrankheit seiner ersten Frau geschieden worden, und während diese auf Lebenszeit in einer Irrenanstalt untergebracht wurde, heiratete der Anfang der sechziger Jahre stehende Hofjuwelier eine junge und sehr hübsche Frau.

Diese war ihrem Stiefsohn sehr wohlgeneigt und es wurde allerlei gemunkelt. Noch mehr aber, als der junge Mann der erwähnten Diva große Aufmerksamkeiten erwies, die seine Stiefmutter durchaus nicht gern sah.

Verschiedene Diebstähle in dem Geschäft des Juweliers, die unter anderem zu der Verurteilung einer weiblichen Angestellten geführt haben, machten eine außerordentliche Inventur notwendig, und bei dieser stellte sich ein Manko an Schucksachen im Werte von mehreren hunderttausend Mark heraus. Wie behauptet wird, soll nun von der Stiefmutter des jungen Lebemannes aus irgendwelchen Gründen der Verdacht des Diebstahls auf diesen gelenkt worden sein. Der junge Mann befand sich gerade mit der Operettendiva am Bodensee. Er wurde unter einem Vorwande eilig zurückberufen und kam mit dem Luftschiff nach Berlin. Hier wurde er sofort verhaftet. Sein Vater fortzte dann für die Unterbringung des plötzlich „geisteskrank" gewordenen jungen Mannes in der Weilerschen Anstalt, während die Diva, nachdem sie eine Nacht in einer Zelle des Polizeipräsidiums zugebracht hatte und mit den Nerven völlig zusammengebrochen war, es sich gefallen lassen mußte, daß ihr ihre eigenen wertvollen Schmucksachen, darunter Erbstücke ihrer Mutter, als angebliches „Diebesgut" abgenommen wurden. Die Stücke befinden sich noch heute im Besitze des Hofjuweliers. Gleichzeitig wurde ihr der Betrag von 122,000 Mark, der ihr von ihrem Verehrer im Hinblick auf eine geplante Ehe geschenkt worden war, abgenommen. Auch diese Summe hat der Juwelier in seinem Besitz.

Die Diva wurde, da ein Grund zur Einleitung eines Strafverfahrens nicht als vorliegend angesehen wurde, bald wieder entlassen. Sie betrieb sofort unter Anwendung aller Detektivtricks die Befreiung ihres Bräutigams, bestellte einen Rechtsbeistand und zog mehrere hervorragende Psychiater, Gerichtsärzte und Universitätsprofessoren zu. Diese behaupteten, daß kein Grund für die Internierung vorliege. Von Geisteskrankheit könne keine Rede sein. In einem dieser Gutachten erklärt ein bekannter Arzt sogar, daß die Unterbringung des jungen Mannes in einer geschlossenen Anstalt zwischen notorisch Geisteskranken durch den Vater ein „Schurkenstreich" sei. Der Hofjuwelier beantwortete dieses Gutachten mit einer zurzeit noch schwebenden Beleidigungsklage gegen den Arzt. Trotz aller Versuche, eine Verständigung zwischen Vater und Sohn herbeizuführen, verhielt sich ersterer völlig ablehnend, wie behauptet wird, auf Betreiben der Stiefmutter des jungen Mannes. Auch jetzt, nachdem auf Grund mehrerer Gutachten die Entmündigung des Sohnes aufgehoben ist, weigert sich der Hofjuwelier, das beschlagnahmte Geld und die Juwelen der Künstlerin herauszugeben. Von der letzteren ist nunmehr Klage auf Herausgabe angestrengt worden.

Der Juwelenschmuggel nach Schweden.

Kopenhagen, 28. Febr. Während man bisher annahm, daß die im August vorigen Jahres von einer Flugmaschine bei Trelleborg abgeworfenen Juwelen ausschließlich dem Prinzen zu Wied, Fürsten von Albanien, gehörten, sollen die schwedischen Zollbehörden jetzt festgestellt haben, daß es sich bei dem Schmuggelversuch um ein großzügiges Genossenschaftsunternehmen handelt, an dem eine ganze Reihe deutscher Fürstlichkeiten beteiligt waren. Die Namen der Beteiligten sollen folgende sein: Kronprinz Rupprecht von Bayern, Prinz Ludwig Wilhelm von Bayern, Herzogin Ludwig Wilhelm von Bayern, Prinzessin Julius zu Sayn-Wittgenstein, die Fürstin von Albanien, Prinzessin Marie Gabriele von Bayern, Herzog Karl von Bayern und die bei dem Schmuggelversuch ertappte Gräfin Anna von Solm-Wildenfels.

— Wo ein Mensch hin will, dort macht entweder der liebe Gott oder der Teufel die Tür auf.

Vergessene Deutsche.

Von **Richard Katz.**

Kesmark (an der Hohen Tatra), Ende Februar.

Vergessene Deutsche, diese Rheinländer und Sachsen am Fuße des zackig zerklüfteten Tatra-Stockes. Acht Jahrhunderte lang vergessen — nein, sechzehn Jahrhunderte lang, wenn Kriegsjahre doppelt zählen: Krieg gegen Bären und Wölfe; Krieg gegen widerspenstigen Felsboden und Urwald; Krieg gegen Norden, von wo die Polen begehrlich über den Dunajec blickten; Krieg gegen Süden — denn Ungarn war nicht immer ein guter Nachbar und nicht durchweg ein gerechter Herr gewesen —; Krieg gegen Ost und West, von wo Slowaken und Goralen (die Polen der Beskiden) sich zäh heranpreßten; Krieg gegen ein hartes, frostiges Klima; Krieg mit dem Katholizismus, dem das Lutherium der Zipser Deutschen ein Dorn im Auge war; unablässig Krieg, heimlich und offen ... Wer sich acht Jahrhunderte in solchem Kriege behaupten kann, wird hart. Ein tüchtiger Menschenschlag. Tüchtig und schweigsam wurden diese Zipser Deutschen, so tüchtig, daß die Kultur ihrer einunddreißig Städte jedem reichsdeutschen Lande zur Ehre gereichen würde. So schweigsam wurden sie auch, daß man ihrer vergaß ... Vierzigtausend vergessene Deutsche!

Bis der Umsturz kam und den Ungarn mit der Slowakei auch das Tatrakomitat Zips an die Tschechen abzwang. Damals herrschte Kramarschs Devise: Eiserne Hand! Also eiserne Hand auch gegen die Zipser Deutschen! Recht elefantenhaft trampelten damals die Sieger herein. Tschechoslowakisch heißt: tschechisch und slowakisch! Fort demnach mit den ungarischen und deutschen Aufschriften, Beamten, Schulen und Gerichten! Wie, die Zipser Deutschen ungarfreundlich? Wie, sie begrüßten die Tschechen nicht als Befreier vom magyarischen Joch? Eiserne Hand diesen „Magyaronen"! Fünftausend ins Barackenlager der Festung Theresienstadt! Männer, Frauen, Bauern, Studenten, Priester hinter Stacheldraht, auf verlauste Strohsäcke bei Wasser und Dörrgemüse! Wir werden Euch klein kriegen!

Man kriegt die Zipser Deutschen nicht klein.

Die Tschechen haben dies eingesehen. Ihre eiserne Hand war ein schwerer Fehler gewesen, nicht nur den Zipser Deutschen, nein, auch den blutsverwandten Slowaken gegenüber, die sehr energisch gegen Prags antiklerikale Verwaltung aufbegehrten. Nichts hätte den Tschechen in der Zips mehr schaden können als ihr erster Siegesrausch.

Man muß anerkennen, daß sie dies, ernüchtert und auf Zusammenfassung ihres Staates eifrig bedacht, eingesehen und sich beeilt haben, ihre Fehler zu korrigieren. Tusar schickte die Internierten heim; die jungen Zipser Deutschen, die nach Polen hinübergeflohen waren, um als „Zipser Legion" ihre Heimat zu befreien, wurden amnestiert; in der Schulfrage, auf welche die Zipser Deutschen am meisten halten — denn ihre alten evangelischen Lyceen und Bürgerschulen waren vorbildlich gut und wurden von weit her aufgesucht — kam es zu einem leidlichen Kompromiß. Aber die versöhnlichere Aera beging in Unkenntnis der Verhältnisse den neuen Fehler, den geringeren Haß dem größeren zu opfern, indem sie das Deutschtum der Zips gegen das Ungartum auszuspielen begann. „Wir wollen den deutschen Gedanken auf Kosten des magyarischen stärken," erklärte mir ein hoher tschechischer Verwaltungsbeamter. Wie verfehlt das ist, mögen die Worte eines alten Kesmarker Deutschen erhellen (die ich überall bestätigt fand): „Die Tschechen wollen auseinanderschneiden, was eng verwachsen ist. Seit jeher waren wir Tatra-Deutschen Ungarns Kulturvermittler, und wir sind stolz darauf. Unsere Lehrer und Professoren studierten in Deutschland; weither aus Ungarn kamen Schüler zu ihnen; Tauschkinder zwischen Zips und Alföld lernten hier deutsch, lehrten uns ungarisch; seit 1867 gab es kein ungarisches Kabinett, in dem nicht mindestens ein Zipser Deutscher gewesen wäre, unter der jetzigen ungarischen Friedensdelegation sind vier Zipser; an der Budapester Universität unterrichteten stets vier bis fünf Zipser Professoren und oft bis zu zwanzig Zipser Dozenten. Seitdem sich Ungarn vom östlichen Kulturkreise löste und dem westlichen zuwandte, waren wir Tatra-Deutschen seine Lehrer. Darum lieben wir die ungarische Kultur, denn sie ist unser Kind, und wir hörten auch dann nicht auf, sie zu lieben, als sie sich gegen uns wandte; denn Kind bleibt Kind; mag es auch gegen die Eltern aufbegehren. Darum hat die Zips Ungarns beste und verläßlichste Honveds gestellt ..."

Die Tschechen haben also ganz recht, wenn sie die Zipser Deutschen „Magyaronen" nennen, aber sie begehen einen schweren Fehler, wenn sie ihnen das verübeln. Die Zipser Deutschen beugen sich nicht, und es ist völlig aussichtslos, sie gewaltsam zu guten tschechischen Staatsbürgern ummodeln zu wollen, so lange ihre drei hauptsächlichsten und sehr gerechtfertigten Forderungen unerfüllt geblieben sind: deutsche Schulen, deutsche Gerichte, deutsche Verwaltungsbehörden. Sehr richtig sagte mir ein Zipser: „Die Slowaken riefen immer, sie seien entrechtet, weil die ungarischen Gerichte nur die ungarische Sprache gelten ließen. Um wieviel tiefer entrechtet sind nun wir Zipser Deutschen, da die Gerichte nur slowakisch amtieren, in einer Sprache also, die zum Rechtsgebrauch noch gar nicht ausgebildet ist und der die gesamte Gesetzesterminologie fehlt. Und gar unsere alten, guten Schulen! Die deutschen und ungarischen Lehrer wurden weggejagt, und da es an slowakischen fehlte, hat man tschechische Unteroffiziere, Subalternbeamte und Bureau-Fräuleins in sechsmonatigen Kursen zu Volksschullehrern „ausgebildet"; unsere altberühmte Kesmarker Handelsakademie ist zu einer zweitklassigen Handelsschule degradiert worden, damit sie mehr slowakischen Schülern offen stehe; die Schüler streikten, aber sie vermochten es nicht zu ändern. Nun haben wir eine Deputation nach Prag gesandt, die Verständnis gefunden und Zusagen mitgebracht hat ... Hoffentlich bleibt es nicht bei Zusagen. Wir bestehen auf unserem Rechte! Wir Zipser Deutschen sind einig. Alle politischen Parteien haben sich zusammengeschlossen und handeln einheitlich. Uns kriegt man nicht unter!" Ja ja, da wurde überflüssigerweise viel Mißstimmung — um nicht zu sagen Haß — gesät!

Seit ein paar Monaten ist es besser geworden. Seitdem allmählich die Polen in Paris durchgesetzt haben, daß eine Volksabstimmung über den nördlichsten Kreis der Zips und über drei Kreise des — fast gar nicht mehr von Deutschen besiedelten — Nachbarkomitates Arva entscheide. Insgesamt 65,000 Menschen sind derart zwischen Polen und Tschechen strittig geworden. Nur eine einzige deutsche Gemeinde fällt ins Plebiszitgebiet, weit draußen im Gebirge. Eine fünfstündige Fahrt im Bauernschlitten über meterhohen Schnee brachte mich dorthin. „Für wen werden Sie stimmen?" fragte ich einen alten, angesehenen deutschen Bauern, dessen Schaftöfe in ganz Ungarn berühmt ist. „Für die Ungarn." — „Aber, Gevatter, man wird Sie ja nur fragen, ob Sie zu den Tschechen oder zu den Polen wollen." — „Wir werden zum Herrn Notar gehen und ein Protokoll darüber aufnehmen lassen, daß wir zu den Ungarn wollen." — „Mein Gott, das nützt doch nichts. Ihr dürft Euch nur zwischen Polen und Tschechen entscheiden." — „Wenn es so ist, dann wollen wir lieber zur Tschecho-Slowakei. In der gibt es schon dreieinhalb Millionen Deutsche, die uns beistehen können, bei den Polen hilft uns niemand. Außerdem, wer wollte in die polnische Wirtschaft hinein?" — „Vielleicht die Goralen?" (Die Goralen sind ein slowakisch-polnisches Mischvolk im Gebirge mit einem ausgesprochen polnischen Dialekt.) — „Ach die! Die ackern noch mit hölzernen Pflügen! Die stimmen für den, der ihnen am meisten Schnaps zahlt!"

Mit diesem derben Urteil hat der Alte nicht so unrecht. Ein Grale vertraute mir an: „Wozu die Abstimmung? Sie soll noch lange wegbleiben! Herr, vor der Abstimmung schicken uns die Tschechen Zucker, Tuch, Mehl und Bohnen, die Polen Petroleum und alle beide zusammen Bilder und Zeitungen. Ich habe die ganze Stube voll davon. Schade, daß ich nicht lesen kann, von unserem Volke können das nur sehr wenige." Er zeigte mir Haufen polnischer und tschechischer Flugzettel, Zeitungen, Plakate und Kalender. „Und wenn abgestimmt wird, für wen werden Sie stimmen?" — „Das wird mir schon der Herr Pfarrer sagen." — Der Pfarrer hier ist ein großer Herr; kein Wunder, daß er von Tschechen und Polen umschwärmt und beschenkt wird, ja daß die Tschechen sich sogar zur